Glossen

Lesestücke

Aus einem im Verlag von Karl Meyer in Honnover errschienenen, für den Schulgebrauch bestimmten Lesebuch der Rektoren Kappey und Koch in Hildesheim:

»Regiment greift an«, von Leutnant Hoppe vom Regiment 79:

— — — — — — — — — — —

Da drüben, da drüben liegt der Feind
In feigen Schützengräben,
Wir greifen ihn an, und ein Hund wer meint,
Heut würde Pardon gegeben.
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
Schießt alles nieder wie Hunde,
Mehr Feinde, Mehr Feinde! sei euer Gebet!
In dieser Vergeltungsstunde!

Aus drei im pädagogischen Verlag A. Haase in Prag erschienenen Büchlein des Wiener Lehrers Weyrich:

»Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzerrte und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst.«

»Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt.«

»Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um dem wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!«

»Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na, da knallten wir sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt.«

»Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i 's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!«

»Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!

Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann.«

WIENER STADTBIBLIOTHEK

»Und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazember (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert....«

»Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen, bessere Österreicher geworden!«

* * *

Gebt Feuer, ihr Berge! Speit!

»Wieder einmal nimmt das Wiener Kaffeehausleben eine Umgruppierung vor.... die Begriffe Semmel, Kipfel, Baunzerl.... gelbes Kriegsweckerl.. bis die Wiener Cafetiers auch diese Position aufgeben mußten.... Und während draußen unsere Helden stürmen und siegen, standhalten und erobern, nahm die bürgerliche Defensive des Wiener Kaffehausgastes ihren nicht immer erwünschten. aber wirtschaftlich-strategisch höchst notwendigen Fortgang.... das Schlagobers, das üppig und lockend die Wiener Melange zur kulinarischen Sehenswürdigkeit erhob, wurde glattweg konfisziert, und nun ist eine ganz neue Linie bezogen worden.. Die Nachmittagsjause ist auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Heute hatten die Wiener Kaffeehäuser ihre melangelose Premiere. Wenige Minuten vor 2 Uhr.... noch ein »Kapuziener« oder eine Melange »mehr dunkel« oder eine »Obers gespritzt« serviert, punkt 2 aber ein derartiges Begehren mit einem, je nach der Gemütsart des Kellners bedauernden oder ironischen Achselzucken verweigert. Und als späterhin einige Gäste in wenig geschmackvoller Weise das Milchverbot umgehen wollten, indem sie ihren Schwarzen durch mitgebrachte Milch zu einem Weißen machten, wurde ihnen klargemacht, daß auch dies nicht erlaubt sei. Der Wiener Kaffeehausgast hat aber auch die neueste Probe auf seine Bereitschaft zum Durchhalten vortreiflich bestanden.... Denn schließlich gehen ja doch die meisten Wiener, Herren und Damen, in erster Linie der Gesellschaft halber, um Zeitungen zu lesen, um eine Ruhepause zu genießen, um zu plauschen und zu politisieren, ins Café, das ja bei uns weniger »Lokal« als Klub ist. Ganz schlaue Leute aber.. wußten sich heute schon zu helfen. Sie erschienen später als sonst, erklärten dem Markör, daß sie noch warten wollen, und bestellten dann pünktlich eine Minute vor 7 Uhr: »Markör, eine Teeschale Melange, sehr licht.«

Nein, Doppelschlag!

* * *

Das Gedankenleben

Zwei Stufen des Denkvermögens gibt es jetzt. Auf der einen, der höhern, sagt man: »Krieg ist Krieg.« Hier ist außer der Erkenntnis noch der Rat inbegriffen, sich danach einzurichten oder wenns nicht paßt, nach einem andern Planeten auszuwandern, falls man die Grenzübertrittsbewilligung bekommt. Diese Formel berücksichtigt die unabsehbaren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich aus der einmal gegebenen Tatsache ergeben, ohne jedoch den, der sie anwendet, an diesen Fatalitäten schuldig oder beteiligt erscheinen zu lassen. Nur im Munde solcher, die nicht daran sterben, ist diese Definition des Krieges gebräuchlich, die andern wissen vielfach, daß der Krieg auch etwas anderes ist als Krieg. Auf der zweiten Stufe aber drücken sich die Leute, denen es nicht geschah, weniger kompliziert aus, sondern sagen einfach: »Jetzt ist Krieg.« Diese Erkenntnis hält sich gleichfalls an die einmal gegebene Tatsache, weist aber den barsch ab, der dem Sprecher irgendwelche Zumutungen stellen möchte, denen er schon im Frieden nur schlecht oder ungern entsprochen hat und von rechtswegen auch im Krieg zu entsprechen hätte, nicht als ob ihm eine neue Leistung aufgebürdet würde, sondern weil die alte von ihm verlangt wird. Es ist allenthalben nicht nur das Zauberwort, das den Wucherinstinkt bis zur Aufopferung des letzten Schamgefühls entfesselt hat, sondern es ist in der Niederung jener, die vom Krieg nichts haben können, die Ausrede der Lässigkeit und die Entschuldigung der Schlamperei, und man hat den Eindruck, als sollte die Felddiensttauglichkeit anderer die eigene Untauglichkeit zu jedem andern Dienst ~~verlangen~~. Man muß darauf gefaßt sein, daß man von einem Kellner, dem man jetzt etwa raten würde, die Tür geräuschloser zu schließen oder den Finger nicht geradezu in den Teller zu stecken, die Antwort bekommt: »Jetzt ist Krieg.« Blitzschnell hat diese Erkenntnis alle Gebiete des öffentlichen und des privaten Lebens, jenseits aller Notwendigkeiten, die sich aus der Tatsache, daß Krieg ist, ohnehin ergeben, durchsetzt und den Zustand eines Kriegs geschaffen, den das Hinterland auf eigene Faust zu führen scheint. Eben dort, wo noch die Bahn des Lebens frei wäre, pflanzt sich die störrige Banalität auf und zwingt uns zur Umkehr durch die vorgehaltene

Warnung: Jetzt ist Krieg. Der Gedanke lebt und jeder nimmt sich einen Teil von dem allgemeinen Recht, ein Hindernis zu sein. Alles andere aber, was so tagsüber den Leuten aus dem Mund kommt, ist nur die feierliche Redensart, die öfter gestorben ist als jener Tod, den sie bezeichnet, erlitten wurde. Wer hätte je gedacht, daß eine Zeit anbrechen werde, die solcher Menschenware den Stolz beibringt, einer »Epoche« anzugehören! Glotzende Fettaugen auf der Wassersuppe ~~solchen~~ Lebens, starren uns die Worte an, als wäre, wenn das Ohr versagt, auch dem Aug noch ein Tort erwünscht. Dieser Gallert, nicht zertreten, kaum bewegt durch das Ereignis, schillert in den Farben der Glorie, und ich weiß nicht, habe ich es erfunden oder ist es nur wahr ~~=~~ in einem Kaffeehaus, in dessen Luft ein Schlachtenlärm ist von Prozenten und Miasmen, in einer jener großstädtischen Lokalitäten, in die der Kriegszwang selten eingreift, seltener die Gerechtigkeit, wiewohl sie es blind vermöchte, in einer jener Baracken, wo sich die Entlausung des Hinterlands durch den Krieg als Utopie herausstellt, sagt einer plötzlich: »Was heißt nein? Ich sag Ihnen sein Vorgesetzter selbst hat ihr geschrieben ~~+~~ so wahr ich da leb, er wird in die Annalen fortleben.«

* * *

Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul

Wunder gibts jetzt nur in der Technik, Symbole wachsen in der lokalen Chronik. Hier ist eines, das ziemlich gut zeigt, wie ich mir die Lage der Welt im Krieg, die Lage unserer Welt schon immer vorgestellt habe.

[Ein Irrsinniger auf dem Einspännergaul.] Eine aufregende Straßenszene hat gestern abend an der Kreuzung der Alser- und Landesgerichtsstraße eine geraume Zeit lang unter den vielen Vorübergehenden großes Aufsehen erregt. Gegen halb 8 Uhr fuhr ein Einspännerwagen mit zwei Damen als Fahrgästen und Gepäck, das auf dem Bocke verstaut war, in der Universitätsstraße gegen die Alserstraße. Als der Wagen im langsamen Tempo zur Kreuzung der Alser- und Landesgerichtsstraße fuhr, kam ein junger Mann in Infanteristenuniform plötzlich im Laufschritt auf die Straße und stürzte sich dem Einspännerrosse entgegen; er faßte es an dem Zügel und wollte das Pferd anhalten. Der Kutscher

war überrascht, die beiden Insassen waren erschrocken. Der Kutscher schlug mit der Peitsche auf das Pferd ein, um es zu schnellerem Trabe zu veranlassen und dem jungen Menschen zu entkommen; das Pferd lief auch schneller, da sprang der junge Mensch wieder an den Gaul heran und schwang sich auf ihn. Mit der bloßen Hand trieb er das arme Tier zu noch schnellerem Laufe an, indem er dabei wiederholt »Hurra«! schrie. Nun hatte der Kutscher die Lenkung über das Pferd ganz verloren und der sonderbare Reiter ließ den Gaul ganz umkehren. Im Galopp kam das Tier mit dem schleudernden Wagen gegen die Kreuzung. Das Abenteuer hätte noch schlimm enden können, wenn nicht an der Kreuzung ein Sicherheitswachmann das Pferd am Zügel gefaßt und zum Stehen gebracht hätte. Der Wachmann zog den Reiter wieder auf den Boden herab. Kutscher und Fahrgäste atmeten auf. Um den Wagen sammelte sich gleich eine große Menge an. Der junge Mann, der offenbar geistesgestört ist, wurde der irrenärztlichen Behandlung übergeben.

Wann, wann, wann! Wann kommt er, der Wachmann! Wenn man einen braucht, ist natürlich keiner da.

* * *

Wüßt' ichs doch!

Wer liefert
8-cm-Stahlgranatenrohlinge?
3000 bis 5000 Stück per Woche während drei Monaten von April ab. Gefällige Offerten unter »Stahlgranatenrohlinge 4552« an das Ankündigungs-Bureau dieses Blattes. →

* * *

Bagatellen

... Tatsächlich hatte der Unfall, abgesehen von dem erwähnten Verluste an Menschenleben (9), nur einen rasch gelöschten Brand zur Folge, ohne daß durch diesen die geringste Betriebsstörung eingetreten ist. Derlei Unfälle sind bei der so umfangreichen, auf das äußerste gesteigerten Erzeugung und Verarbeitung von explosivem Material unvermeidlich, jedoch für die Munitionsversorgung ohne Bedeutung.

Nämlich im Vergleich mit den viel größeren Unfällen, die späterhin den Zweck und nicht die Gefahr der Munitionsversorgung bedeuten. Wenn diese eine wohltätige Einrichtung zur Vermehrung von Menschenleben wäre, ließe sich von der Affäre ein Aufhebens machen. Ebenso unberechtigt ist es aber, wenn von dem Verlust an Menschenleben Notiz genommen wird, den — als die letzte Wirkung der erzeugten Munition — unvorsichtiges Hantieren mit einem vom Vater den Kindern mitgebrachten Explosivgeschoß hie und da verursacht. Solche nicht beabsichtigten Unfälle sollten am besten aus der Diskussion bleiben. Was sich vorher und nachher mit der Munition begibt, zählt nicht. Die Zeit ist zu viel ernst, um sich mit solchen Bagatellen abzugeben.

* * *

Ein Protz

Ein Kinobesitzer (der doch ohnehin von Berufswegen sein Scherflein beiträgt) verklagt einen Feuerwächter wegen Ehrenbeleidigung.

... Bei der Begründung des freisprechenden Teiles der Klage führte der Richter aus, daß nach den dem Gerichte völlig glaubwürdig erscheinenden Angaben der beiden Zeuginnen der Kläger sich selbst gebrüstet habe, daß er zu einem leichten Dienst gekommen sei und daß es ihm sehr viel Geld gekostet habe. Bezüglich dieser daher von dem Angeklagten nur wiederholten Äußerung erachte das Gericht den Wahrheitsbeweis als gelungen.

Damit ist der Gerechtigkeit genüge geschehen. Bewiesen ist wohl außerdem, daß der Kläger renommiert hat. Man hört oft von solchen Protzereien, aber die Zeit ist viel zu ernst, um dergleichen zu beachten. Die Tatsache der Äußerung kann Gegenstand einer Beweisführung sein, aber nicht ihr Inhalt. Das würde zu Weitläufigkeiten führen und da es nicht gelingen würde, versucht man es gar nicht erst, sondern geht zur Tagesordnung über, in der sich der schwere Dienst heute von selbst versteht.

* * *

Der Mann von fünfzig Jahren

Goldene Worte

Professor Dr. K. F. Wenckebach, der Vorstand der Ersten medizinischen Klinik in Wien, hat vor mehr als 2 Jahren, kurz nachdem er seiner Berufung nach Wien Folge geleistet hatte, einen Vortrag »Über den Mann von fünfzig Jahren« gehalten, der erhebliches Aufsehen nicht nur in der medizinischen Welt, sondern auch in Laienkreisen, vor allem aber in den Kreisen der Fünfziger erregt hat. Dieser Vortrag ist jetzt im Verlag Moritz Perles, Wien, in dritter Auflage als kleines Buch erschienen, wohl der beste Beweis, wie groß das allgemeine Interesse an der von Wenckebach angeschnittenen Frage ist, ob auch der Mann um die fünfzig herum einer schweren Störung seines Allgemeinbefindens unterworfen erscheint.

Kein Zweifel, denn es ist der Zeitpunkt, wo die Natur auf Wahrheit dringt, weil sie lange genug gewartet hat, daß aus jungen Männern alte Weiber werden. Besonders bei den deutschen Dichtern, die dazu inklinieren, fünfzig Jahre alt zu werden; und man erinnert sich noch, daß nach Ablauf der Periode, in der Frau Hermann Bahr am Lido neben Herrn Mildenburg in wallenden Gewändern sich zeigte, der Kollege Dehmel sich einen Tschako aufgesetzt und sogar Kriegsgedichte verfaßt hat.

Nach einer allgemeinen Übersicht über die Entwicklungskrankheiten des heranwachsenden und erwachsenen Menschen geht der hervorragende Wiener Kliniker auf den fünfzigjährigen Mann als Patienten über und bemerkt: »Es fällt uns zu allererst auf, daß die Patienten fast nie dem arbeitenden Stande angehören, sondern meist besseren und besten Kreisen entstammen, und wenn man sie im allgemeinen charakterisieren soll, könnte man sagen, daß es Menschen sind, von denen das Leben viel verlangt hat, die aber auch selbst viel vom Leben verlangen.«

Gewiß, die Fünfzigjährigen verlangen vom Leben oft mehr Geld als es zu geben hat, besonders, wenn sie Medizin studiert haben. Wiewohl sie aber dem Leben mit dieser Forderung unaufhörlich nachlaufen und sich gehörig abstrapazieren, nehmen sie nicht nur an Geld zu, sondern:

»Meistens ist ein gewisser Grad von Fettsucht vorhanden, ein dicker Bauch, ein festes, pralles Fett . . . .«

Davon kann man sich bei einem Blick auf das Hinterland überzeugen, soweit es nicht schon anderweitig mit besserem Erfolg gemustert wurde. Wenckebach konstatiert eine Arrythmie des Pulses. Von oft ausschlaggebender Bedeutung sei die Beruhigung des Patienten, der zweite Hauptpunkt die diätetische Behandlung, wobei es oft notwendig sei, das Körpergewicht etwas herabzusetzen. Gewöhnlich genügen

aber fünf bis zehn Kilogramm im Laufe von Monaten oder einem Jahr als Gewichtsverlust. Einschränkung der Fettzufuhr, Sparsamkeit mit Zucker, nicht ausschließlich Fleisch, nicht viel Gewürze, nicht schlemmen, im Alkohol- und Tabakgenuß Mäßigkeit — dies hat Professor Wenckebach fast immer zum Ziel geführt.

Dieser Wenckebach mag sein Fach verstehen, aber man kann nicht leugnen, daß die Größe der Zeit seiner Methode wesentlich zu Hilfe kommt. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß die jetzt ohnedies vorgeschriebene Kur, das Körpergewicht etwas herabzusetzen, der Beruhigung des Patienten geradezu entgegenwirkt, ja daß durch Notwendigkeit, sich ihr zu unterwerfen, die Arrythmie des Pulses noch verstärkt wird. Man hat jetzt bei Fünfzigjährigen vielfach eine Störung des Allgemeinbefindens beobachtet, die bei jüngeren Jahrgängen sogar häufig zu letalem Ausgang geführt hat. Aber Wenckebach, der kein Chirurg ist und überhaupt im tiefsten Frieden zu leben scheint, empfiehlt auch »eine vernünftige Lebensweise«, nämlich: »geistige Ausspannung und körperliche Bewegung«. Erstere ist mangels dessen, was auszuspannen wäre, schon lange mit den größten Schwierigkeiten verbunden, aber für die letztere ist jetzt hinreichend gesorgt, und wenn es ehedem die grausamste Betätigung des landesüblichen Humors war, den Dickwanst tiefe Kniebeuge machen zu sehen und lachend zu beobachten, wie der Nebenmensch nichts zu lachen hat, so sind jetzt ihrer so viele in solcher Lage, daß die schadenfrohen Zeugen fehlen. Wenckebach mag eine Kapazität sein, aber es dürfte jetzt kaum Einer seiner Ratschläge bedürfen, wo so vielen, auch jenen, die jünger oder älter als fünfzig sind, außer der körperlichen Bewegung Einschränkung der Fettzufuhr, Sparsamkeit mit Zucker, nicht ausschließlich Fleisch, nicht schlemmen, im Alkohol- und Tabakgenuß Mäßigkeit gratis ordiniert wird. Wem würde heute, wenn er in ein Gasthaus kommt, in der festen Absicht zu schlemmen, nicht von der Speisekarte selbst Einschränkung der Fettzufuhr und Maßhalten im Fleischgenuß empfohlen, von der Zuckerkarte nicht die einschlägige Diät, wem nicht von der Trafikantin selbst, die doch gewiß ein Faible fürs Rauchen hat, Enthaltung vom Tabakgenuß? Es braucht kein Wenckebach vom Katheder herzukommen, um das zu sagen. Es wären denn die Worte, die er zu sagen hat, sogenannte goldene Worte. Und zum Schluß spricht Professor Wenckebach die goldenen Worte aus: »Wenn der Patient sieht, daß er durch eine vernünftige Lebens-

weise sein Wohlbefinden zurückerlangt, bekommt er Zutrauen zu seinem Arzt, zugleich aber das erhebende Gefühl, daß er kein Patient mehr ist und, von seinem Arzt nicht mehr abhängig, sein Los wieder selbst bestimmen kann. Das aber ist auch der höchste Erfolg für den Arzt, seinen Patienten so weit zu bringen, daß er den Arzt entbehren kann!«

Wenn man dazu noch bedenkt, daß bekanntlich ein guter Arzt auch ein guter Mensch sein muß und vice versa und daß somit Wenckebach der Nachfolger Nothnagels ist, so sind das entschieden Worte, die mehr Gold für den Patienten als für den Arzt haben, dessen Selbstaufopferung, wenn es einmal so weit kommt, zu den heroischesten Erscheinungen dieses Zeitalters gehört, nur vergleichbar dem Harakiri des Generals Nogi. Aber abgesehen davon, daß soeben allerorten eine »entsprechende Erhöhung der Ärztehonorare« erwogen wird, wiewohl doch schon der Tarif in Friedenszeiten Preistreiberei nicht ausgeschlossen hat, und abgesehen von der menschlichen Erkenntnis, daß am Golde alles hängt, wäre zu bedenken, daß die Weisheit der Ostasiaten in einem anderen, praktischen Glanzpunkte nachgeahmt werden könnte, ohne daß die medizinische Praxis geradezu eine Katastrophe erleiden müßte. Der Arzt kann nämlich den Patienten am Leben lassen, ohne sich umzubringen. Das Geschäft würde allerdings eine materielle Schmälerung riskieren, aber die Seele eines sittlichen Zuschusses sicher sein. Es genügt, sich statt des Heroismus nur die Weisheit der Ostasiaten zum Vorbild zu nehmen und sich einfach statt für die Krankheit für die Gesundheit honorieren zu lassen. Wenckebachs Entsagung würde kein Echo bei der Fakultät finden. Denn Hand aufs Herz — das ja menschlichen Wallungen genau so ausgesetzt ist wie das des fünzigjährigen Patienten, der ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Verdiener feiert und vom Leben für die Zukunft noch mehr verlangt —, das ist ja alles ganz gut, ein guter Arzt muß ein guter Mensch sein, aber ein Arzt ist eben auch ein Mensch, also Hand aufs eigene Herz: welcher Wiener Universitätsprofessor und Konsilarius, welcher europäische Arzt lebt, der den Tag nicht erwarten kann, wo er seine Patienten so weit gebracht haben wird, daß diese den Arzt entbehren können? Solange die Ärzte fürs Kranksein bezahlt werden, mag ein Heiliger unter ihnen der Verlockung widerstehen, wenn schon nicht das Kranksein zu verlängern, so doch dem Gesundwerden mit Besorgnis entgegenzusehen. Kein europäischer Arzt wird sich des Wunsches

überführen können: wenn der zudringliche Mensch von einem Patienten nur schon endlich gesund wäre, damit ich ihn nicht mehr sehen müßte und er mich entbehren kann der Kerl — was ich dem koste, das ist schon wirklich nicht mehr auszuhalten! Dagegen in Ostasien, Herr Kollega, dort sind die Ärzte wirklich sehr interessiert: sie bekommen nur Honorar, solange der Klient gesund ist, und da schauen sie wirklich dazu, daß ers bleibt. Vielleicht, daß eben darum dort auch die Fünfzigjährigen keiner Störung des Allgemeinbefindens unterworfen sind.

* * *

Überreste aus der Vergangenheit

. . . . Sodann protestiert Redner (Graf Josef Karolyi) gegen die Art und Weise, in der Abgeordneter Sandor die Träger historischer Namen mit den Geschäften der Großbanken in Verbindung gebracht habe. Wohl haben, erklärt Redner, die Träger historischer Namen in der Vergangenheit nach dem Beispiele des Grafen Stephan Szechenyi wie in den anderen Zweigen des volkswirtschaftlichen Lebens sich auch im Finanzleben betätigt. Aber sie taten es aus Patriotismus, nicht aus Gewinnsucht. Seitdem ist eine neue Klasse erstanden, welche sich auf volkswirtschaftlichem Gebiet betätigt und davon lebt. Seitdem sind die Träger historischer Namen auf diesem Gebiete immer mehr in den Hintergrund getreten. (Zustimmung links.) Heute gehören Fachleute dazu, um an der Spitze von Banken zu stehen. Wenn heute noch sporadisch Träger historischer Namen an der Spitze von Banken angetroffen werden, so sind dies Überreste aus der Vergangenheit und gehören nicht mehr dorthin. . . .

Hier ist die Entwicklung anders dargestellt, als man sie sich sonst denkt. Wo sind die Zeiten, klagt hier ein Historischer, da sich die alten Adelsgeschlechter noch am finanziellen Leben beteiligt haben. Immer sind sie an der Spitze der Banken gestanden, dann aber sind die Fachleute gekommen und haben sie verdrängt. Die Historischen nahmen die Vordringenden in den Verwaltungsrat auf, der Namen wegen, und jetzt sind sie selbst draußen, und an der Spitze der Banken stehen jetzt Juden, die zu einer solchen aristokratischen Beschäftigung von Natur zwar nicht taugen, aber sehr schnell verstanden haben, sich mit den Positionen das nötige Fachwissen anzueignen, während die Historischen nur mit der Ehre beteiligt waren.

* * *

Narben und Notizen

(Verwundetenjause.) Vorige Woche fand im Palais des Kommerzialrates Thury v. Thurybrugg auf der Seilerstätte eine Bewirtung verwundeter Soldaten statt, welche von der Tochter des Hauses, Fräulein Paula v. Thury im Pallfy-Spital gepflegt werden. Nach einer Bewirtung der verwundeten Soldaten folgte eine Reihe künstlerischer Vorträge. Den Reigen eröffnete .... dann sang .... am Klavier begleitet von .... der bekannte Mitarbeiter der ‚Muskete' .... und am Schlusse trug .... Unter den Gästen bemerkte man: Gräfin Hohenwart, Markgräfin Helene Pallavicini, Baron und Baronin Joachim Brenner, Gräfin Hilda Attems, Baronin Foulon-Norbeck, Frau Anna v. Goldegg mit Tochter, FML. v. Feigl, Generalkonsul Stepsky v. Dollivar, Frau von Stepsky-Scoda, Fräulein Irma v. Wittek, Herr nnd Frau v. Schönthan, Frau Ferraris mit Tochter usw. Mit sichtlicher Freude über das Gebotene und unter lebhaften Dankesbezeigungen wurden die Verwundeten sodann wieder in das Spital zurückgeleitet.

Verwundetenjause — welch ein Wort! Es hieße nicht so, wenn nur Verwundete jausten und nicht auch Gesunde zuschauten. Arme Teufel, die so geführt werden. Warum, warum das alles! Bürgerliche wollen. Aristokraten können. Aber müssen Verwundete?

* * *

~~Das~~ Friedensrisiko

(»Im Weltenbrand«) Baronin Stella Berger-Hohenfels wird an ihrem Vortragsabend, der demnächst stattfindet, unter anderm auch Kriegsliedgedichte aus der Feder des Oberleutnants Emil Spitzer vortragen.

Das sollte sie nicht.

Diese wie viele andere Gedichte von Oberleutnant Spitzer sind etzt in neunter Auflage als Buch unter dem Sammelnamen: »Im Weltenbrand — Kriegslieder aus Österreich-Ungarns und Deutschlands größter Zeit« erschienen. Das mit Illustrationen reich ausgestattete Buch enthält viel Stimmungsvolles und gut Empfundenes, und manches der Lieder eignet sich vorzüglich zur Vertonung und wird wohl den Krieg lange überleben.

Wir sind für den Frieden, aber nicht für den Frieden um jeden Preis.

* * *

Was sie gelehrt hat

(Die letzte große Zeit) hat gelehrt, daß es unnötig ist, Bureaumöbel amerikanischer Herkunft zu kaufen, nur »Austria Bureaumöbel«, Wilhelm Fehlinger u. Söhne, Wien, 4. Bezirk, Rittergasse 3 und 1. Bezirk, Stubenring 16, sind heimisches, erstklassiges Erzeugnis.

Die letzte? Nein, sie ist noch immer groß.

* * *

Die Direktionskrise im Deutschen Volkstheater

— nun die ist aber doch schon überstanden? Die Vertragsbedingungen des Vierverbands, was red ich, die Friedensbedingungen des Fünferkomitees sind doch abgelehnt, was red ich, angenommen? Wenn aber nicht, und wenn vom Herrn Weiße noch einmal während des Weltkriegs die Rede wäre, dann müßte ich doch glauben, daß der Herr Weiße den Weltkrieg inszeniert hat, weil der ja so gar nicht wirksam ist!

* * *

Endlich!

Heute hat der erste Balkanzug Wien passiert .... Nach achtzehnmonatiger Pause rollt heute zum erstenmal wieder ein direkt verkehrender Schnellzug den Donauweg hinab, durch Serbien und Bulgarien nach der türkischen Hauptstadt. Die weltbewegenden Ereignisse der abgelaufenen anderthalb Jahre kommen in der Instradierung dieses Zuges zu sinnfälligem Ausdruck

.... Die glänzenden Waffentaten unserer und der verbündeten Armeen haben mit gewaltigen Schlägen diesen Ring gesprengt und die Bahn freigemacht für die unmittelbare Verbindung der Länder, die seit Kriegsbeginn einander so nahegetreten waren ....

Der Münchner Zug fuhr nach wenigen Minuten ein und als erster entstieg ihm Dr. Ludwig Ganghofer....

* * *

Ein Pionier

Auf dem Bahnhof ein Durcheinanderwimmeln von Kultur und Orient, von schwarzen Zylindern, deutschen Pickelhauben, österreichischen Mützen, türkischen Tropenhelmen, roten Festtupfen und farbigen Turbanen.

Ein Geschwirre von zwanzig Sprachen und dann die freundliche Frage: »Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?« Ein Herr von der deutschen Botschaft hat den Landsmann in mir erkannt. Wie nett das ist: in der Fremde sich so dienstwillig behütet zu sehen von der Heimat!

Ja, das ist die Aufgabe der Heimat. Überflüssig zu sagen, daß der Vertreter der Kultur, dem es so gut ging, der Ganghofer war. Aber was nützt das alles —

Man möchte deutsche Arbeit im Orient verspüren, möchte deutsche Hoffnungen stützen, möchte gleich in der ersten Stunde mit einem tiefen erquickenden Trunk das Aufblühen der Türkei verkosten. Ich guckte mir fast die Augen aus.

Der tief erquickende Trunk erfolgt abends im Hotelsaal, aber außer den dort versammelten Journalisten, wieder nur ein Gewimmel von Kultur und Orient — »alles Leute, die schon seit Monaten als Pioniere der deutschen Arbeit auf türkischem Boden standen«, freilich nicht als Pioniere, aber doch als Kriegsberichterstatter — ist noch nicht viel zu sehen, was für das Aufblühen der Türkei charakteristisch wäre. Im Gegenteil.

Pera ist ein Klein-Paris, wie die Kintöppe Kunsttempel sind. Von denen wimmelt es auf dem untürkischen Ufer des Goldenen Horns. Bis in die Mitternachtsstunde dudelten und quieksten an allen Ecken und Enden der Hauptstraße die maschinellen Musikinstrumente dieser zweifelhaften Kulturfabriken, die das romanische Abendland dem Morgenlande bescherte . . . .

Demnach müßte Paris selbst, das große, doch eigentlich das sein, was man »'ne Nummer« nennt. Da aber von dort die Kinos kommen, so hat es wieder nicht mehr Kultur als Pera. Eine spezifisch romanische Einrichtung das; die Berliner wissen nichts davon und nennen es darum statt Kino irrtümlich Kintopp.

* * *

Als Liebesgabe
ins Feld
eignet sich am besten ein Abonnement auf
„Die Zeit"

* * *

Zeitgemäß!
TOTENKULT IM ZIMMER!
ZIMMERDENKMAL!
RELIGIÖSE ERHEBUNG!

* * *

1916

Im Johann Strauß-Theafer erreichte die »Csardasfürstin« die hundertfünfundzwanzigste Aufführung . . . .

Im Carltheater brachte es die Operette »Fürstenliebe« zur fünfzigsten Aufführung . . . .

Im Bürgertheater wurde die Straus'sche Operette »Liebeszauber« zum fünfzigsten Male wiederholt . . . .

Das Lustspieltheater feierte die hundertste Aufführung der »Prinzessin Revue« . . . .

* * *

Die Prager Zensur

hat die Aufführung von Shakespeares »Heinrich IV.« verboten.

* * *

Das ist einer!

[Vortragsabend Otto Treßler.] Herr Treßler vom Burgtheater hielt im mittleren, sehr besuchten Konzerthaussaale einen Vortragsabend aus klassischen Dichtungen. Auch in seiner Lesekunst bleibt Treßler durchaus Schauspieler; die Beweglichkeit seines Naturells, die echt schauspielerische Geschmeidigkeit, sich rasch in vielfache Charaktere umzuwandeln, durch das ungemein lebendige Mienenspiel viele Masken anzunehmen, gibt auch seinen rezitatorischen Darbietungen Reiz und Farbe. Die hauptsächliche Wirkung erzielt aber Treßler durch die auch literarisch höchst anregende Art, oft übersehene dramatische Momente berühmter Balladen und selbst rein lyrischer Gedichte hervorzuheben. So gewann diesmal Goethes »Zauberlehrling« völlig humoristische, um nicht zu sagen, parodistische Deutung. Treßler formte aus der Ballade ein possierliches Lustspiel, in dem der würdige Meister und der drollig betroffene Lehrling zu allgemeiner Heiterkeit anregten . . . . In dem zumeist lehrhaft aufgefaßten Rückertschen

Gedicht »Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt«, schien das Tannenbäumchen, das sich bald in Gold, bald in Glas und zuletzt wenigstens in Blätter hüllen möchte, vor dem belustigten, wenn auch nicht eben lyrisch gestimmten Zuhörer mehrere Rollen der Reihe nach zu spielen, und selbst das Goethesche »Heidenröslein« gewann einen pikanten humoristischen Klang. Die »Braut von Korinth« wirkte völlig als dramatisches Gebilde; zumal der Augenblick, da die entsetzte Mutter die Tochter in den Armen des Fremden findet, erweckte geradezu Theaterspannung ....

Um es mit einem Wort, und zwar dem gräßlichsten, das diese neuösterreichische Lebensrichtung kennt, zu bezeichnen: die Klassiker sind also vielmehr »Klassikaner«, und der Herr Treßler ist ein Lustikus. Da gegen seine Verwandlungsfähigkeit der Fregoli ein steinerner Gast und das Chamäleon ein Nashorn ist und da er über und über von Spitzbübereien steckt, so dürfte er sich zum König Lear hingezogen fühlen und riskieren, daß ihn die Töchter einen alten Vokativus nennen. Zu Possen aufgelegt wie ein Tannenbäumchen, das andere Rollen hat gewollt; keck wie ein Zauberlehrling, der so lang' eine spielt, die ihm nicht liegt, bis der Meister kommt, der sie ihm wieder abnimmt. Aber der kommt nicht mehr, eine Polizei, die die Klassiker gegen den Beifall eines lachlustigen Publikums schützt, das sie »klassisch« findet, gibt es leider auch nicht, und von der Wandlung dieses Begriffs wie von solcher Duldung scheint Herr Treßler das Recht zu seinen Produktionen abzuleiten.

* * *

Das ist eine!

Einen höchst interessanten Versuch unternahm gestern Frau Hansi Niese .... indem sie es einmal mit dem trotzigen Käthchen in Shakespeares Lustspiel »Der Widerspenstigen Zähmung« versuchte. Natürlich kann es nicht die Sache der Frau Niese sein, auf das vornehme Hingleiten des Verses zu achten, wie es ja auch nicht Sache der widerspenstigen Katharina ist. Ihr mutwilliges Temperament schlägt ohne viel Umstände die steifen und feierlichen Jamben entzwei, läßt hochgestellte Worte Purzelbäume schlagen. Man sieht schon, wie sich die Künstlerin ihre Rolle zu eigen macht. Hansi Niese spielt immer gern die Einfachheit, die über Prunkhaftes und Prahlerisches triumphiert. Ihr Humor ist am

wirksamsten, wenn er die Geziertheit und Humorlosigkeit anderer verspottet. So stolpert Hansi Niese manchmal absichtlich über einen Vers, wie sonst wohl über eine Schleppe und hat die Lacher auf ihrer Seite. Dieses böse ›Käthchen‹ ist ein von Grund auf gutes ›Katherl‹, und es bedeutet einen einen Reiz mehr, daß bei ihr im Affekt die Wiener Mundart zuweilen ganz leicht anklingt. Hansi Niese führt die Rolle auf das rein Menschliche zurück, nicht um die präzise, rein äußerliche Kontur ist es ihr zu tun, sondern um das seelische Moment ....

Ja, die Niese! Die haut den Shakespeare z'samm und reißt jedem Vers a Haxen aus!

* * *

Die Antike

Café Capua: Spezialität Capua-Kaffee.
Café Ilion: Gullasch und Debreziner mit Kraut.

Oh säße ich doch schon auf den Ruinen des Café Carthago!

* * *

Der Pfarrer der Penaten

Die Totenmaske der Zeit selbstformend abzunehmen ist eigentlich gar nicht nötig. In jedem Satz, den sie spricht und schreibt, ist sie enthalten und kann sie auf die Nachwelt gebracht werden. Auf jedem Schauplatz, und wär's die Sportrubrik eines Schweizer Hotelanzeigers, liegt sie aufgebahrt:

... nachdem unsere bewährten Sänger einige flotte Lieder gesungen hatten, kehrten wir singend und johlend zu den heimischen Penaten zurück... Eine flotte Rede des Herrn Pfarrer Hoffmann leitete die Preisverteilung ein.

Welch ein Aufzug von Totenmasken! Die Penaten rieben sich die Augen und trauten diesen nicht. Sie kündigten dem Hausherrn.

* * *

Die Herren trugen Smoking

Da wir uns jetzt in unserer Eleganz selbstständig gemacht haben, so ist es kein Wunder, wenn in den Berichten über jene

täglich tausend Gelegenheiten, wo Leute zum nachtmahlen zusammenkommen, ausdrücklich betont wird, daß »die Herren im Smoking« erschienen seien. Dieses Kleidungsstück hat seit jeher bei der Mondänität eines Semmeringhotels eine große Rolle gespielt und den losen Schelmen, die berufsmäßig über solche Milieus vor unserer Öffentlichkeit zu plaudern haben, Respekt eingeflößt. Im Weltkrieg ist es aber nicht nur ein elegantes Tragen, sondern zeigt auch auf den ersten Blick die Sicherheit und Unbefangenheit, mit der wir uns, und wenn die Hölle voller Teufel wär', in den heikelsten Situationen zu benehmen wissen. Es dürfte ja bei den Botokuden kaum je vorgekommen sein, daß ihre Zeitungen ihnen erzählt hätten, die Herren wären zum Abendessen in einem erstklassigen botokudischen Hotel im Smoking erschienen. Aber dort kommt es freilich, wiewohl den Zentralafrikanern ein gewisser Sinn für effektvolle Zusammenstellungen nicht abzusprechen ist, auch ganz gewiß nicht vor, daß sie bei besonders feierlichen Anlässen zum Frühstück den Frack anziehen. Wir Bessern sind doch wilde Menschen!

* * *

So sieht das aus

. . . Im Zuschauerraum waren: Erzherzogin Isabelle, Erzherzogin Maria Alice, die Herzogin von Parma, Prinzessin Hanna Liechtenstein, Prinzessin Alexandrine Windisch-Graetz, die Präsidentin des Fürsorgevereines Gräfin Fünfkirchen-Liechtenstein . . der deutsche Botschafter Herr von Tschirschky, der bulgarische Gesandte Toschew mit Gemahlin und Sohn, der bulgarische Generalkonsul Stiaßny und viele andere Persönlichkeiten der Gesellschaft. Als die Monarchenbegegnung von Nisch mit Kaiser Wilhelm und Zar Ferdinand im Bilde erschien, brachte das Publikum lebhafte Hochrufe aus.

Was gesperrt und was nicht gesperrt zu erscheinen hat, das ordnet sich schon von selbst an, da ist gar keine Absicht mehr dabei, es versteht sich einfach von selbst. Die Liechtenstein und die Windisch-Graetz, die damit ganz einverstanden ~~ist~~ dürfen sich nicht einbilden, daß sie vorangehen: sie haben nur nicht den Stiaßny von den Potentaten zu trennen.

* * *

Es macht sich

dagegen in umgekehrter Richtung. Die »Laubhütte«, eine Art Amtsblatt in Russisch-Polen, veröffentlicht die folgenden, in jiddischer Sprache verfaßten amtlichen Kundmachungen:

Der Termin, sich einzumelden in der Gewerberole wert verlengert bis'n 29. Februar 1916 . . . . Gesellschaften mussen anmelden seier Firme, a chuz dem mussen besunder gemeldet werden die beschäftigte Direktoren und steierflichtige Angestellte.

Lodz, 28. Januar 1916.

Der Kaiserlich deitsche Polizei-President:
v. Opem.

Verordnung b'naugea der Einführung von allgemeinem Paß-Zwang:

Alle Personen vun'm General Gouvernement musen alt werdendig 15 Johr hoben a Paß und dem dosigen ständig trogen bei sich. Wegen Verlieren a Paß muß teikef gemeldet weren der Ausgabeschtel.

Der Generalgouverneur:
v. Beseler,
General vun Infanterie.

Und da beklagt man sich über die geringen Aussichten der Assimilation!

* * *

Zuzug fernzuhalten
oder
Wie die Russen in Galizien gehaust haben

»... In einer anderen galizischen Stadt, so wurde uns verbürgt erzählt, geriet der Rabbiner bald nach dem Abzug der Russen in arge Verlegenheit. Sein Haus wurde täglich von jungen Mädchen und Frauen förmlich belagert. Alle waren zu ihm gekommen, um von ihm eine Bescheinigung zu begehren, daß Sie während der Russenzeit in der Stadt anwesend und der Gewalt der Russen erlegen waren. Im Anfang gab der Rabbiner willig dieses Zeugnis. Aber da schließlich jede Frau der Stadt und jedes Mädchen kam, um von ihm ein solches »Schändungszeugnis« zu verlangen, nahm er die Zeugniswerberinnen einzeln ins Gebet und er kam sehr bald darauf, daß den wenigsten dieser Frauen von den Russen ein Leid angetan worden war. Sie wollten sich nur »für alle Fälle« mit einem Zeugnis versehen. Nun freilich zog der Rabbiner andere Saiten auf und er verweigerte allen Bewerberinnen diese Bescheinigung. Aber viele hatten schon den Schein im Sacke, daß sie »Opfer« geworden waren.«

* * *

Gehn S' weg Sie Schlimmer!

Im Selbstmord hat die Menschheit noch die Geistesgegenwart, an die Fortpflanzung zu denken. Die Geistesgegenwart ist jene Soziologie, die sich jetzt mit der Förderung der appetitlichen und dieser Menschheit würdigen Idee befaßt, daß Urlaube vom Tod erteilt werden, um geschwind für neues Leben zu sorgen. Der Causeur der anständigen Gesellschaft, ein langjähriger Schmunzler, behandelt die Frage in der gutaufgelegten Art, die den Lesern eines Familienblattes umsomehr Spaß macht, als es sich ja um eine Familienangelegenheit handelt. Es ist ein bejahrter Bock, der hier zum Gärtner der Fortpflanzung bestellt wurde. Ich war nur gespannt, wie sich das entwickeln würde, kam [redacted] nur zum Schluß und habe meinen Ohren nicht getraut:

... Doch getrost, der Landsturm kommt, kommt auf Urlaub, und der bringt wahrhaftig ein anderes System aus dem Schützengraben mit. Manches junge Weib ist ganz erstaunt über das veränderte Wesen ihres Mannes, sein stürmisches Werben .... Wenn sich das junge Weib zuletzt trotzdem ein wenig sträubt, eben nach alter Gewohnheit, so wird er vielleicht scherzhaft, und von ihm, der hier wie dort seine Pflicht erfüllt, wollen wir die seichten Späßchen gerne hinnehmen, wollen es nicht wehren, wenn er ihr lächelnd ins Ohr flüstert: »Du mußt nämlich wissen, meine Guteste, es is 'ne Staatsnotwendigkeit.« Dabei gibt er ihr einen schallenden Kuß, und in dem hellen Schmatzlaut singt etwas mit, das wie ein paar Takte von einem Liede klingt, und auch eine Zeile Text glaubt man zu hören, Worte, die sonst über das Schlachtfeld hinbrausen, aber auch hier im stillen Kämmerlein ihren Sinn nicht verlieren: »Lieb Vaterland magst ruhig sein.« Die zwei mögen das Lied miteinander zu Ende singen.

* * *

Kriegsnamen

Wie sich der Krieg in Berliner Standesämtern zu erkennen gibt, davon entwirft das Berliner Tagblatt eine, offenbar zufriedene, Schilderung:

...Eine Frau hat ihrem neugeborenen Sohn den Vornamen »Belgrad« gegeben .. Karl Friedrich Belgrad Schulze heißt nun der junge Erdenbürger. Wenigstens im standesamtlichen Register — der Pastor, der das Kind taufen sollte, weigerte sich, den Namen Belgrad anzunehmen, da es der Name einer heidnischen Gottheit sei. Die Standesbeamten aber weisen alle diese Namen keineswegs zurück — nur »anstößige«

Namen sind verboten —, sondern freuen sich im Gegenteil, wenn der Patriotismus sich auf diese Weise Luft macht. »Belgrad« als Vorname ist durchaus nicht vereinzelt geblieben. Ein Beamter des Admiralstabes nannte seinen Sohn »Wilna«, ein Postsekretär den seinigen »Longwy«, eine westpreußische Flüchtlingsfrau ließ »Tannnenberg« eintragen, ein Bauhandwerker »Warschau«, ein Name, der überhaupt mehrfach wiederkehrt. Aber wesentlich häufiger als der Gebrauch von Städte- oder Schlachtennamen ist der von Heerführern . . Von den Generälen steht natürlich »Hindenburg« obenan. In allen Standesamtsbezirken, die dafür überhaupt in Betracht kommen, ist Hindenburg als Vorname sehr beliebt. . . . Nur müssen die Standesbeamten streng darauf achten, daß »Hindenburg« nicht unmittelbar vor dem Geschlechtsnamen stehen darf — es könnte sonst zu leicht ein adeliger Doppelname daraus werden . . . . Neben »Hindenburg« ist »Zeppelin« am häufigsten. . . . Wesentlich seltener sind andere, die eine bestimmte Tendenz zum Ausdruck bringen sollen. So gab ein Oberlehrer an dem Tage, da der Abfall Italiens bekannt wurde, seinem neugeborenen Töchterlein den Namen »Fides« (Treue), womit er jedenfalls gegen die welsche Untreue protestieren wollte. Ein anderer hatte zu Beginn des Krieges noch großes Vertrauen zu dem südlichen Bundesgenossen und wollte, daß sein Sohn »Dreibund« genannt werde, was ihm der Standesbeamte jedoch ausgeredet hat.

In einer patriotischen Berliner Familie, die viele Köpfe hat, dürfte es dereinst so zugehen. Vater: »Jungens, was habt ihr denn nu wieder? Was is'n los?« »Belgrad is gefallen!« »Müßt ihr denn immer 'rumtollen?« »Vater, Hindenburg pisackt Tannenberg, und da kam ik denn zwischen, er kriegte mich zu fassen und da—« »Nu gebt doch mal Ruhe! Nehmt euch ein Beispiel an Zeppelin!« »Nee, is nich, Zeppelin ist der ärgste, er vorhin hat gedroht, daß er über Wilna kommt!« »Ihr seid mir aber Jören!« »Sie hat angefangen!« »Nu man stille! Longwy, laß deine Nase in Ruh! Ja hört mal, wo is denn Dreibund?« »Wir haben Einkreisen gespielt und da hat er sich den Stiefel abgetreten, 's war zum Schießen!« »Das will mir gar nicht gefallen, benehmt euch doch. Nanu, wo is denn aber Warschau? (Warschau erscheint bleich in der Tür.) »Vater, ik hab mir übergeben müssen.«

* * *

Der Geschmack wechselt

Wantoch:

Jawohl, es ist etwas heiliges um die Fahne. Kein sinnvollerer Festgruß als dieser. »Das Banner hoch halten«, sagt die Sprache. Es

ist das Bekenntnis zur Fahne, zur gemeinsamen Sache, zu unserem großen Hoffen und Wünschen, das wir heute an unsere Häuser stecken. Von unseren Dächern, unseren Fenstern, den Erkern und Balkons weht das Bekenntnis, daß wir, wir alle, 50 Millionen Menschen, dabei sind mit Herz und Hirn und Haus und Heim.

(Und der Hof ist ein Hund?)

Kann ein Giebel, eine Nische, ein Fenster da leer bleiben und ohne das wehende Zeichen, das im Wind seinen Atem mit dem Atem von Hunderttausenden mischt? Wie arm und eng wäre der; denn das Schönste, was ein Mensch erleben kann, bleibt doch immer dies: mit dabei zu sein, bei einem Hochgefühl seines Volkes, teilzuhaben an dem Jubel von Millionen!

Shakespeare:

»Ja, Casca, sag uns, was sich heut begeben. . . .« »Nun, man bot ihm eine Krone an, und als man sie ihm anbot, schob er sie mit dem Rücken der Hand zurück: so —; und es erhob das Volk ein Jauchzen.« »Worüber jauchzten sie zum andern Mal!« »Nun, auch darüber.« »Sie jauchzten dreimal ja: warum zuletzt?« »Nun, auch darüber.« »Wurd' ihm die Krone dreimal angeboten?« »Ei, meiner Treu wurde sie's und er schob sie dreimal zurück, jedesmal sachter als das vorige Mal, und bei jedem Zurückschieben jauchzten meine ehrlichen alten Freunde. . . .« »Sagt uns die Art und Weise, lieber Casca.« »Ich kann mich ebensogut hängen lassen, als euch die Art und Weise erzählen: es war nichts als Possen, ich gab nicht acht darauf. . . . Jedesmal, daß er sie ausschlug, kreischte das Gesindel und klatschte in die rauhen Fäuste, und warfen die schweißigen Nachtmützen in die Höhe, und gaben eine solche Last stinkenden Atems von sich, weil Cäsar die Krone ausschlug, daß Cäsar fast daran erstickt wäre; denn er ward ohnmächtig und fiel nieder, und ich für mein Teil wagte nicht zu lachen, aus Furcht, ich möchte den Mund auftun und die böse Luft einatmen.« »Still doch! Ich bitt euch. Wie? er fiel in Ohnmacht?« »Er fiel auf dem Marktplatz nieder, hatte Schaum vor dem Munde und war sprachlos. . . . Wenn das Lumpenvolk ihn nicht beklatschte und auszischte, je nachdem er ihnen gefiel oder mißfiel, wie sie es mit den Komödianten auf dem Theater machen, so bin ich kein ehrlicher Kerl. . . . Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er, wenn er irgend was unrechtes getan oder gesagt hätte, so bäte er Ihre Edeln es seinem Übel beizumessen. Drei oder vier Weibsbilder, die bei mir standen, riefen: »Ach die gute Seele!« und vergaben ihm von ganzem Herzen. Doch das galt freilich nicht viel; wenn er ihre Mütter totgeschlagen hätte, sie hätten's ebensogut getan . . . . Lebt wohl! Es gab noch mehr Possen, wenn Ich mich nur darauf besinnen könnte.«

* * *

Nachrichten aus dem Hinterlande

[Benagelung eines Stammtisches.] Im Gasthause des Herrn Franz Koci, 2. Bezirk, Blumauergasse 2, fand am 21. d. die feierliche Benagelung des Stammtisches der »Freiwilligen Helfer« zur Förderung der offiziellen Fürsorge statt. Als Obmann dieses Stammtisches wurde Herr Leopold Popper, als Kassier wurde Herr Gustav Fried gewählt. In einer Ansprache hob Herr Hermann Landau die großartigen Leistungen unserer Truppen hervor und versicherte, daß hier im Hinterlande auch ein jeder mit der größten Opferwilligkeit an dem Kampfe teilnehme, worauf Herr Samuel Bojnitzer erwiderte. Die Benagelung fand unter zahlreichem Zuspruch der Gäste statt.

* * *

Der Russe

Ein Anekdotenerzähler aus Czernowitz erfreut uns also: »Warum wollen denn die Russen so sehr nach Czernowitz?« Auf die Frage wissen die Russen folgende Antwort: »Weiß ich? Man hat mich genommen, in die Uniform gesteckt, das Gewehr in die Hand gegeben und gesagt: Stürm und schieß oder du wirst erschossen!«

Das besondere Merkmal, durch das die russischen Soldaten in diesem Punkt sich von der kulturellen Bewußtheit der sonstigen europäischen Völkergruppen unterscheiden, ist gewiß nicht zu übersehen. Nur ist es ganz unmöglich, daß der Russe die ihm in den Mund gelegte Frage als Antwort gegeben hat. Denn dazu müßte er schon in Czernowitz eingebürgert sein, und eben dorthin will man ihn doch, ohne daß er eine Ahnung hat, warum, erst schicken.

* * *

»Benzinmangel in England«, »Kursrückgang der italienischen Währung«, »Verhaftung russischer Heereslieferanten«

— also bitte!

* * *

»Papierknappheit in Italien«

— was, so gut geht's denen?

* * *

Die Schalek irgendwo an der Adria

Die Schalek, die vom Kriegspressequartier einen »Urlaub« erhalten hat, ausnahmsweise, um in Wien ihren 50. Vortrag zu halten, wiewohl man sie an der Front dringend braucht — die Schalek hat sich zuletzt für die Marine interessiert, nämlich für den »Krieg in den Lüften und Gewässern«.

Einmal, als ich über der italienischen Küste dahinflog —

Nein, nicht die Schalek selbst, sondern —

sagt mir der junge Fregattenleutnant von der Wasserfliegerabteilung, den ich irgendwo an der Adria in seinem Hangar besuchte.

Die Schalek kommt weit herum, und warum sollte sie da nicht der Zufall auch einmal in den Hangar eines jungen Fregattenleutnants von der Wasserfliegerabteilung führen, besonders wenn sie ein spezielles Interesse für Hydroplane hat. Aber die Technik ist nur ein Vorwand, die Hauptsache bleibt doch die Psychologie. Und welches unter den vielen Problemen des Krieges, glaubt man, beschäftigt die Schalek am meisten?

Von allen Problemen dieses Krieges beschäftigt mich am meisten das der persönlichen Tapferkeit. Schon vor dem Kriege habe ich oft über das Heldische gegrübelt, denn ich bin genug Männern begegnet, die mit dem Leben Ball spielten — amerikanischen Cowboys, Pionieren der Dschungeln und Urwälder, Missionären in der Wüste. Aber die sahen zumeist auch so aus, wie man sich Helden vorstellt, jeder Muskel gestrafft, sozusagen in Eisen gehämmert.

Wie erstaunt ist nun die Schalek, daß die Helden, denen sie jetzt im Weltkrieg gegenübersteht, so ganz anders gebaut sind.

Es sind Leute, die zu den harmlosesten Witzen neigen, ein stilles Schwärmen für Schokolade mit Obersschaum haben und zwischendurch Erlebnisse erzählen, die zu den erstaunlichsten der Weltgeschichte gehören.

Dieser Kontrast gibt der Schalek zu denken. Sie erzählt dann, das Kriegspressequartier sei jetzt auf einem leeren Dampfschiff einquartiert, das in einer Bucht verankert liegt, sozusagen in einer Bocche, deren Insassen infolgedessen Bocher genannt werden. Sie sitzt im Speisesaal, wo abends, wie es sich für solche Gäste des Kriegs von selbst versteht, »großes Essen« ist, es geht bei Musik hoch her,

schließt man die Augen — fast träumte man sich zu einem fidelen Kasinoabend zurück —

Die Schalek, diese erfahrene Wasserratte, spricht wie ein

Marineur in China, der die schönen Tage von Pola nicht vergessen kann —

wenn nicht eben zwischen Gesang und Musik der Fregattenleutnant neben mir diese erstaunlichen Dinge erzählte.

Wie denn? Da hat also die Schalek plötzlich eine Ortsveränderung durchgemacht, wieder wie ein Marineur. Sie begann doch damit, daß sie den Fregattenleutnant irgendwo an der Adria in seinem Hangar besucht, was sich sehr schön gemacht hat, und nun spielt sich die Unterredung im Pressequartier beim Essen ab? Das tut aber nichts, im Grübeln über das Heldische kann man sich schon ein bischen gehen lassen, um dann wieder in das Gemütliche einzukehren. Der Fregattenleutnant ist kein Spielverderber. Er erzählt der Schalek wirklich, wie man's macht.

›Gewöhnlich kreist man ein halbes Stündchen über der feindlichen Küste, läßt auf die militärischen Objekte ein paar Bomben fallen, sieht zu, wie sie explodieren, photographiert den Zauber und fährt dann wieder heim.‹

Dabei hatte sein Behälter ein Loch bekommen — was freilich noch immer nicht so schlimm ist, wie wenn etwa ein Unterseeboot die Schalek bekommt — und er war in Todesgefahr. Sofort fragt sie, was er dabei empfunden habe.

›Was ich dabei empfunden habe?‹ Er mustert mich ein wenig mißtrauisch, halb unbewußt abschätzend, wie viel Verständnis für Unausgegorenes er mir zumuten dürfe. Wir Nichtkämpfer haben so erdrückend fertige Begriffe von Mut und Feigheit geprägt, daß der Frontoffizier stets fürchtet, bei uns für die unendliche Menge von Zwischenempfindungen, die in ihm fortwährend abwechseln, keine Zugänglichkeit zu finden.

Die Schalek, die hier ausdrücklich zugibt, daß sie eigentlich ein Nichtkämpfer ist, also eine Drückebergerin, hört interessiert zu, ohne daß ihr die geringste unausgegorene Zwischenempfindung des Frontoffiziers entgeht. Er seinerseits gibt wieder zu, daß er ein Kämpfer ist:

»Ja, das war sonderbar, wie wenn ein König plötzlich Bettler wird. Man kommt sich nämlich fast wie ein König vor, wenn man so unerreichbar hoch über einer feindlichen Stadt schwebt. Die da unten liegen wehrlos da — preisgegeben. Niemand kann fortlaufen, niemand kann sich retten oder decken. Man hat die Macht über alles. Es ist etwas Majestätisches, alles andere tritt dahinter zurück; etwas dergleichen muß in Nero vorgegangen sein. . . .‹

Die Schalek, die nunmehr Aufschluß über das Heldische bekommen hat, lernt außerdem noch einen Caligula kennen und plaudert mit ihm über Bombenwürfe auf Venedig, über das sie auch schon sattsam gegrübelt hat:

Venedig als Problem ist auch langen Grübelns wert. Voll von Sentimentalität sind wir in diesen Krieg gegangen, mit Ritterlichkeit hatten wir ihn zu führen vorgehabt. Langsam und nach schmerzhaftem Anschauungsunterricht haben wir uns das abgewöhnt. Wer von uns hätte nicht vor Jahresfrist noch bei dem Gedanken geschauert, über Venedig könnten Bomben geworfen werden! . . . Wenn aus Venedig auf unsere Soldaten geschossen wird, dann soll auch von den Unsern auf Venedig geschossen werden, ruhig, offen und ohne Empfindsamkeit. Akut wird das Problem ja erst werden, bis England —

Nein, die Schalek, ehedem eine Grüblerin, gibt keinen Pardon und der Flieger bestärkt sie darin:

»In Friedenszeiten pflegte ich alle Augenblicke nach Venedig zu fahren, ich liebte es sehr. Aber als ich es von oben bombardierte — nein, keinen Funken von falscher Sentimentalität verspürte ich dabei in mir. Und dann fuhren wir alle vergnügt nach Hause. Das war unser Ehrentag — unser Tag!«

Neben der Schalek steht ein Offizier von einem Torpedoboot, »der auch ein Erlebnis weiß«, auch eine sehr lustige Geschichte.

»Nein, wie wir gelacht haben. . . .« Nur in Österreich wird eine Geschichte von Gefahr und Sterben so erzählt.

Das mag schon sein. Und am nächsten Tage besucht die Schalek ein Unterseeboot, damit sie, wenn sie schon dabei ist, alle Waffengattungen der Marine erprobt. Sie hantiert denn auch gleich mit Kalipatronen und Lancierrohren, Diesel-Motoren und Wassertanks und spricht von diesen Dingen, als ob sie aufgewachsen wäre bei der Marine. Sie kennt das alles schon.

Und da die Erklärung sich nun auf den Maschinenraum erstreckt, bleibe ich auf meinem Platz im Vorschiff zurück und lasse mir vom Maat einiges erzählen.

Wiewohl man bisher geglaubt hat, daß ein solcher Maat anderes zu tun habe als der Schalek einiges zu erzählen. Aber wir müssen uns an solche Dinge gewöhnen. Diese Männer leben unterm Wasser und die ersten Gesichter, die sie wieder sehen, wenn sie an die Luft kommen, sind die von Journalisten. Sie mögen wohl mit ihrem Schicksal hadern und es fragen, ob so das Leben aussieht. Aber nützen tut es ihnen nichts. Da möchten sie wieder

untertauchen. Halt! rufen jene, das gibts nicht! Denn unterm Wasser gibt es Details und die müssen sie ihnen bringen. So lassen die Vertreter des Pressequartiers den armen Maat nicht mehr aus. »Einer meiner Kameraden«, sagt die Schalek — denn die Schalek hatt' einen Kameraden — fragt also den Maat nach Details.

Mir selbst ist zumute, als habe ich die Sprache verloren.

Aber sie hat nicht. Im Gegenteil hat die Schalek die Geistesgegenwart, »an noch ein dunkles Problem zu rühren«. Sie will nämlich, wieder aus Grübelei, wissen, was der Torpedooffizier »gefühlt habe, als er den Riesenkoloß mit so viel Menschen im Leib ins nasse, stumme Grab hinabgebohrt« habe. Nachdem er ihr versichert hat, daß er »zuerst eine wahnsinnige Freude« gehabt habe, verläßt die Schalek den Jour und schließt mit den Worten:

Die Adria bleibt wohl unser.

Es gibt aber kaum einen Patrioten mit Schamgefühl, der sie nicht bei den Friedensverhandlungen gegen die Aussicht, auch die Schalek dafür hergeben zu können, abtreten würde.

* * *

Ein Sonderling

»In der gestrigen Sitzung des Magnatenhauses, in der der Regierungsbericht über die Ausnahmsverfügungen während des Krieges verhandelt wurde, machte Graf Anton Sigray, nach dem Bericht des Korrespondenzbüros folgende Bemerkungen: Er müsse die Aufmerksamkeit auf einen unlängst vorgekommenen Fall lenken, umsomehr, da er eventuell geeignet wäre, ein falsches Licht sowohl auf die ungarische Nation als auch auf das österreichisch-ungarische Heer und dessen Leitung zu werfen. Anläßlich des letzten Luftangriffes auf Mailand erschienen in mehreren Blättern Berichte, die danach angetan waren, als ob die Heeresleitung mit diesem Luftangriff auch politische Ziele verfolgt hätte. Auch der Erfolg dieses Luftangriffes, bei dem zahlreiche bürgerliche Personen verletzt wurden, wurde in einer Weise besprochen, welche dem Verdacht Nahrung geben könnte, daß man sich bei uns darüber freue, daß Nichtkombattanten dem Luftangriff zum Opfer fielen. Er halte es für notwendig, vor der großen Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß er, obwohl er nichts Näheres über die Aufgaben und näheren Ziele dieser Aktion wisse, sicher sei, daß unsere Heeresleitung damit bloß militärische Ziele verfolgte und daß die Angriffe einzig und allein gegen militärische Objekte gerichtet waren. Was die ungarische

Nation anlangt, ist diese derart großherzig, daß sie einen Haß gegen unsere Feinde nicht kennt....«

Die Arbeiter-Zeitung bemerkt bei Besprechung dieser Anomalie:

»In Wiener Zeitungen tritt bei solchen traurigen Notwendigkeiten — denn anderes hat man in dem Bombenwerfen auf unbefestigte Städte wohl nicht zu sehen — schlechthin eine bestialische Freude hervor.

Dazu wäre nur noch zu sagen, daß man eher das Bombenwerfen auf befestigte Städte eine traurige Notwendigkeit nennen könnte. Das Bombenwerfen auf unbefestigte Städte ist eine so traurige Überflüssigkeit, daß sie — nicht vorkommt.

* * *

Wie ein König, mit Bomben beladen, wie ein Gott!

»... Heute morgen habe ich einen feinen Flug, meinen dritten, über Verdun gemacht. Um 1/2 10 Uhr bei schlechtem Wetter aufgestiegen, flog ich über Gravelotte, Amanweiler, Saint-Privat, Sainte-Marie-aux-Chênes — über der berühmten Pappelallee — und Briey an der Maas, dann südlich über Verdun, wo ich zwanzig Minuten gekreist bin und meine Bomben abgeworfen habe, herunter nach Dupuy, Etain und nach .. zurück, wo ich um 12 Uhr landete. Es war die ganze Zeit über sehr bedeckter Himmel, so daß ich, wenn ich etwas sehen wollte, sehr niedrig fliegen mußte. Ich war nie höher als zweitausend Meter und über Verdun einmal sogar nur achtzehnhundert Meter. Es war ein eigenes Gefühl mich, wie ein König, mit Bomben beladen, über dasselbe Gelände zu fliegen, wo mein Vater schon vor sechsundvierzig Jahren gekämpft und sich das Eiserne Kreuz erworben hat. Ich konnte jedes Haus von Saint-Privat ganz deutlich sehen, jeden Baum an der Chaussee nach Sainte-Marie erkennen, und das alte berühmte Schlachtfeld lag wie ein Spielzeug unter mir. Wenn ich meine Bomben geworfen hätte, hätte ich das halbe Dorf kaputt machen können! Über Verdun wurde ich sehr stark beschossen — ich hatte zwei Treffer von Schrapnellkugeln im rechten Tragdeck, wie ich hernach festgestellt habe. Ich warf alle meine Bomben wohlgezielt ab und sah, wie sie unten auseinanderkrachten! Dann zählte ich noch die Brücken über die Maas und flog glücklich nach Hause. Noch nie in meinem Leben habe ich etwas so Herrliches erlebt! Über alles Irdische erhaben, ruhig und sicher dahinfliegend, kommt man sich wie ein Gott vor! Tief unten auf der Erde lag es wie ein Kranz von Rauch um die Stadt: nichts als krepierende Granaten. Die Brände lohten zum Himmel auf, die ganze Erde war zerwühlt und aufgerissen — ein schauriger Anblick! Sonst sieht die Erde wie ein Spielzeug aus, grüne

Wiesen und Wälder wechseln mit dem braunen Acker und darin liegen die Dörfer wie weiße und rote Flecken. Hier ist alles öde und grau, als ob ein Strom von Lava über das Land geflossen wäre. Auf der Erde Loch bei Loch, in den Dörfern Rauchsäulen; das Aufblitzen der platzenden Geschosse folgt unmittelbar dem Feuerschein und Getöse der großen Geschütze, und überall Dampf, Rauch und Feuerbrände — eine Hölle! — Und dann denkt man an die Soldaten, die da unten kämpfen und sich jeden Meter blutig erobern müssen, und an die Verluste! — und ich! Wie ein Gott schwebt man über all diesen Schauern und schleudert seine Blitze auf den Feind! Man denkt an keine Gefahr, fliegt ruhig seine Bahn und tut seine Pflicht.

* * *

Es war einmal

Zum ersten Mal: »Königin Schneewittchen und ihre sieben tapferen Kinder«, ein Märchenspiel von Anna Ethel, Bearbeitung für die Volksoper von Karl Schreder.

Mit dem neuen Weihnachtsmärchen hat die Volksoper einen Treffer ins Volle getan. Alter Märchenzauber, geschickt mit der alles bewegenden Tagesgeschichte verwoben, wirkte aufs neue seine Wunder. Mit schwarz-weiß-roten und schwarz-gelben Fahnen wurde das Geäst des uralten deutschen Märchenwaldes neu ausgeschmückt; Zweiundvierziger, Zeppeline und Unterseeboote, hergestellt in der Felsenwerkstatt der deutschen Wichtelmännchen, fahren im sagenhaften Traumland zwei Meilen hinter Weihnachten auf, und zwischen Mäuschen, Fröschlein und Fischlein tummeln sich die feldgrauen Uniformen und blauen Matrosenuniformen der verbündeten Deutschen, Österreicher, Türken und Bulgaren. Der alte Rotbart steigt aus den Tiefen des Kyffhäuser und segnet die Waffen des Gemahls der Königin Schneewittchen, hinter welchem sich kein geringerer als Wilhelm der Starke verbirgt, dessen Krieger im Verein mit jenen des Landes »Danubia« die Völker der Bären, Hyänen, Einhorne, Hammeln und Wildkatzen zu Boden strecken. Auch der deutsche Michel in persona und der lustige Rudi aus der essensfreudigen Wienerstadt fehlen ebensowenig wie der Elefant und das Kamel der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande. Mit ausnehmend kundiger Hand hat die Verfasserin Anna Ethel aus diesem bunten Durcheinander fünf lebendige Bühnenbilder gestellt, deren viertes anscheinend der Zensur zum Opfer gefallen ist. Nicht minder geschickt hat Karl Schreder diese Bilder für spezifisch wienerische Verhältnisse zugeschnitten. Direktor Simons hat sein ganzes, nicht geringes szenisches Können in den Dienst der guten Sache gestellt, und die Mitwirkenden wetteiferten, ihre dankbaren Aufgaben aufs prächtigste zu lösen, so daß der Jubel des höchst befriedigten Publikums kein Ende nehmen wollte, zumal das Ganze mit den feierlichen Klängen der Volkshymne seine Krönung fand.«